

Milian.

Roman von Marie Penzen-Sebregond.
(1. Fortsetzung.)

3. Kapitel.

Gegen vier Uhr Nachmittags näherte Graf Stammeg auf dem Eisenbahnstation, von welcher aus er Stapphorst am leichtesten erreichen konnte. Er hätte schon früher dort eintreffen können; allein er hatte den Schnellzug vermieden und statt dessen ein gewöhnlichen Zug gewählt. Er hatte dadurch die Absicht verfolgt und auch erreicht, ein Mittel für sich abzuweihen, was er bei dem D-Zuge nicht durchzuführen vermocht hätte. Es war nämlich unzweifelhaft, daß sich im Zuge verschiedene Bekannte Milians befanden, welche gleich ihm nach Stapphorst reisten und denen er nicht wohl ausweichen konnte, während er nicht die geringste Lust hatte, sich ihnen anzuschließen.

Man hätte denken sollen, der seiner Vermählung entgegenstehende junge Mann hege den Wunsch, sich ungehörig zärtlichen Gedanken an seine Verlobte hingeben zu können; allein das war nicht der Fall. Claudia Sinsfeld besaß nicht die Eigenschaften, welche die Empfindungen warmer Liebe und Sehnsucht hervorzurufen pflegen, und Milian verlangte das auch nicht von ihr. Seine Wahl war auf sie gefallen, weil sie eine Grafentochter aus einem alten, untadeligen Hause war, obgleich dasselbe sich nicht mit dem der reichsunmittelbaren Grafen von Stammeg messen konnte. Aber es gab unter den Töchtern der Reichsgrafen nur wenige, die ihrem Gemahl außer ihrer Hand noch andere wünschenswerte Dinge zubrachten; Claudia jedoch besaß ein bedeutendes Heiratsgut und die sichere Anwartschaft auf eines Großherzogs schönen Edelhof, welcher ihr beim Tode ihrer Mutter zufallen mußte.

Milians Vater hatte zwar auch eine sehr begüterte Dame geheiratet, eine Komtesse de Morfeuil, aber ihn hatten bei seiner Wahl ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit geleitet; der Güter, welche sie ihm zubrachte, hatte er kaum gedacht. Was konnte nun seinen Sohn, welcher mehr besaß, als sein Vater in seiner Jugend sein konnte, zu einer Wahl um des Geldes bewegen?

Mit welchen Fehlern er immerhin behaftet sein mochte, vom Laster des Geizes war er frei. Er unterhielt in Lennenborn einen fürstlichen Haushalt, steuerte bereitwillig zu jedem wohltätigen Zwecke bei.

Er liebte den Reichtum nicht um seiner selbst, sondern um der Macht und des Glanzes willen, den er verleih; und um diese Gewalt sich und seinem Hause zu erhalten, würde er mehr als sein Lebensglück, würde er selbst Unrecht nicht gescheut haben.

Als der junge Graf heranwuchs, fühlte er sich als Feind jeder Neuerung im Staate oder in der Gesellschaft, in Ansichten oder Sitten. Selbst auf dem Gebiete der Wissenschaft, selbst im Bereiche jeder praktischen Studien, deren gegenwärtige Ausbeute zahlreiche Verbesserungen der schon vorhandenen und eben so viele Erfindungen neuer Hilfsmittel sind, war er allem abhold, was sich von dem starrgetretenen Wege alter Gewohnheit entfernte. Wenn er von einer beliebigen Neuerung nicht den geringsten Begriff hatte, oder sogar, wenn sie ihm selbst zu gute kam, feindete er sie an. Alles Neuliche, Entstandene verachtete, alles Althergebrachte, und wenn es auch sich selbst überlebender Schwäche verfallen war, bewunderte er.

Von diesem Gesichtspunkte aus mußte der industrielle Aufschwung der neueren Zeit dem jetzt regierenden Herrn von Stammeg notwendig ein Grauel sein; und er war es im höchsten Grade, besonders auch deshalb, weil für den Grafen außer dem eben angeführten Grunde, die Industrie und ihre Träger zu verabscheuen, noch ein anderer, schwerwiegender hinzukam.

In früheren Jahrhunderten war nicht nur die Macht, sondern auch der Reichtum vorzugsweise in den Händen des Adels. Die wenigen großen Handelshäuser in den Hansastädten und einzelne Besitztümer alterwürdiger Betriebe ausgenommen, gab es zwar viele wohlhabende Bürger, aber doch keine, deren Besitzstand dem des Adels gleichkam.

Welch verderblicher Wechsel hatte nach des Grafen Ansicht hierin stattgefunden!

Viele Adelsfamilien waren ausgestorben, noch weit mehr verarmt, und noch andere hatten sich durch Heiraten mit Bürgerlichen nach seiner Ansicht herabgesetzt. Dagegen wuchsen die bürgerlichen Millionäre gleich Pilzen aus der Erde und trieben sich sogar in der guten Gesellschaft in der Gestalt von Bankiers, Kommerzienräten, Fabrikbesitzern, Gelehrten, und der Himmel mochte es wissen, unter welchen Titeln sonst noch, umher. Und diese Menschen lebten in einem Luxus, genossen ein Ansehen und übten einen Einfluß, welcher ganz unvereinbar mit ihrer ursprünglichen Stellung und für sie durchaus unerlaubt war. Der moderne Staat war wahrhaftig und verkehrt genug, ihnen das zu gestatten; und er hätte doch besser getan, den Adel gegen solche eine unerträgliche Anmaßung zu schützen. Da dies aber nicht geschah, wurde es jedem Träger eines alten, erlauchten Namens zur vornehmsten Pflicht, diese Emporkömmlinge zu überbieten durch den Glanz seiner Lebensweise, durch seine Gewalt über das Volk und durch die Verehrung, welche er sich in weiten Kreisen zu verschaffen suchte. Daß dieses unerlässliche Ansehen des Adels durch Verdienste um Kirche, Volk und Vaterland erworben werden konnte und mußte, kam aber dem Grafen nie in den Sinn; er betrachtete Mühe und Arbeit als unpassend für sich und seine Standesgenossen.

Bisher hatte Milian — er gestand es insgeheim sich selbst — die angestrebten Zwecke noch nicht erreicht; aber er war entschlossen, sich ihnen jetzt mit raschen Schritten zu nähern. Mit der Einführung einer regierenden Gräfin in Lennenborn wollte er ein Leben voll fürstlichen Glanzes beginnen, was sein, durch das Heiratsgut Claudias vergrößerter Reichtum ihm gestattete.

Daneben berechnete der sonst wenig praktische Mann ganz richtig, daß der Glanz seiner Lebensweise, um nicht ein bloß vorübergehendes Aussehen zu erlangen, von Zeit zu Zeit eine Steigerung erfahren müsse, und daß es zu diesem Zwecke auch geistlicher Mittel bedürfte; und er war

entschlossen, sich die nötigen Mittel um jeden Preis zu verschaffen.

Eine solche Gedankenreihe war es, welche den jungen Grafen von Stammeg auf seiner Brautfahrt beschäftigte und so sehr beherrschte, daß er verwirrt emporkam, als beim Halten des Zuges die Stimme seines künftigen Schwagers an sein Ohr schlug.

„So bist du endlich da, Milian?“ rief die hohe, klanglose Knabenstimme des zweiundzwanzigjährigen Grafen Philipp von Sinsfeld in das Abteil hinein. „Wir haben gar nicht begreifen können, weshalb du nicht mit dem D-Zuge kamst.“

„Ich wünschte allein zu sein, und bei dem D-Zuge ist gewöhnlich jedes Abteil besetzt.“

„Du wünschtest allein zu sein? — Wie sonderbar!“ entgegnete mit kräbender Stimme Graf Philipp, ein kleiner, hochblonder Herr, sommerbräunlich, mit geröteten Augenrändern, etwas hängender Unterlippe und gebückter Haltung. „Ich kann es gar nicht aushalten, allein zu sein, und wenn ich niemand anders habe, um mit ihm zu sprechen, gehe ich in den Stall zu Antoine; oder wenn der nicht da ist, suche ich mir einen der Jungen.“

„Ist dies der Staatswagen von Stapphorst?“ fragte Milian, seines zukünftigen Schwagers Bemerkung nicht beachtend. „Wollen wir einsteigen?“

„Nicht in diesen Wagen; der ist für deine Schwester und ihre Koffer bestimmt. Ich fahre dich im Landkäufer. — Aber wo ist denn die Komtesse? Ich sah sie nicht in deinem Abteil.“

„Sie konnte nicht mitkommen, weil sie unwohl ist. Aber steigen wir endlich ein.“

„Unwohl? — Ich glaube, das ist sie immer.“ schwätzte der junge Sinsfeld, seinen Platz neben Milian einnehmend. „Man sollte es nicht glauben, sie sieht so gut aus. Von Claudia sollte man es eher denken; die steht aus, wie — wie“

„Eine Lillie, willst du sagen?“ fragte Stammeg spöttisch. „Wenn nicht so weiß, ist sie doch ebenso farblos, wie diese Blume.“

„Ja, das ist sie.“ bestätigte Philipp; „und doch fehlt ihr nur selten etwas. Aber laß die Mädeln und sieh dir lieber die Pferde an. Sind es nicht ein Paar prächtige Jüder?“

„Gewiß. Hat dein Vater sie aus Ungarn holen lassen?“

„Nein, der Herr zur Sprengel hat sie ihm überlassen, weil sie dem Papa so sehr gefielen und weil er oft genug nach Oesterreich kommt, um sich andere kaufen zu können.“

„Wer ist Herr zur Sprengel? Ich hörte noch nie von ihm.“

„O, du kennst Günther zur Sprengel nicht? Das ist wirklich sonderbar. Er ist der prächtigste Kerl — reich wie — wie — ja scharflich reich — und weiß alles, und reitet schnell. Antoine kan es nicht halb so gut. — Und — im Vertrauen, du darfst es nicht wiederholen — Sophie und meine Kusine Gabriele sind ganz weg in ihn, rein weg. Und er, er nimmt so wenig Notiz von meiner Kusine Gabriele als von Freikräuteln Valentini. Ist das nicht sonderbar?“

„Unglaublich; so muß er wohl sehr hoch hinaus wollen.“

„Sowohl, das muß so sein. Und denke dir, Papa sagt, er trete mit der gebührenden Bescheidenheit auf. Das stimmt doch nicht. — Aber sieh“ — noch ein ganzes Volk Säbner! Wie mögen die so lange dem Schrot entgangen sein?“

Damit lenkte das Gespräch in eine Bahn, welche dem Grafen Stammeg mehr zusagte, als das früher besprochene Thema. Man verließ es auch nicht mehr bis zur Einfahrt in den Schloßhof von Stapphorst; denn es war dem Grafen geläufiger und seinem Begleiter angenehmer, sich über die Eigenschaften des Wildes, als über die Vorzüge eines Menschen zu unterhalten.

Bei der Ankunft Milians fiel allen das auf, was Philipp erst nachträglich bemerkt hatte — das Fehlen der Komtesse Stammeg.

„Ist deine Schwester nicht mitgekommen?“ fragte der ältere Graf Sinsfeld, noch ehe er Milian anders als durch einen sichtlich gedrückten Mund begrüßt hatte; und seine Braut bemerkte verstümmelt: „Tolle Gesellschaft, so fehlt mir ja eine Brautjungfer!“

„Ich bedauere das sehr, liebe Claudia,“ entgegnete Milian ernst und förmlich. „Indes ist das doch weniger betrübend, als daß Clarisse wegen eines ersten Unwohlseins in Lennenborn zurückbleiben mußte.“

Man überschritt eben die Schwelle des Gesellschaftszimmers, als der Graf diese Aeußerung tat, und begegnete in demselben Augenblicke dem Grafen und der Gräfin Heilkamm, welche im Begriffe waren, die Ankommenden zu bewillkommen. Beide hörten die Worte Milians, und die Gräfin rief bekümmert, ja selbst unwillig aus: „Wie — Clarisse begleitet dich nicht? Das ist wieder eine der unlieblichen Ueberraschungen, welche du den Deinen zu bereiten pflegst.“

Einen Augenblick war der Graf bestürzt und zwar so sichtlich, daß seine Verlegenheit jedem der Umstehenden auffiel; er sammelte sich jedoch schnell und antwortete mit der Miene und in dem Tone eines beleidigten Herrschers: „Du vergiffest dich, Marie Antoinette. Wie kannst du mich für die schwächliche Gesundheit Clarissens verantwortlich machen? Ich kann sie nicht in eine kräftige umwandeln und nur suchen, sie vor schädlichen Einflüssen zu schützen.“

„Eine lange Rede,“ entgegnete die Gräfin Heilkamm mit unweigerndem Verdruß; „sie läßt uns jedoch noch mit keiner Silbe über die Natur von Clarissens Krankheit auf.“

„Hörtest du mich weiter sprechen lassen,“ versetzte ihr Bruder brüsk, „so würdest du erfahren haben, daß Clarisse an heftiger Erkältung leidet. Ich fand es deshalb gewagt, sie mit ihrer schwachen Brust in dieser Jahreszeit eine Reise unternehmen zu lassen.“

Das Gesicht des Grafen Heilkamm trug trotz dieser Erklärung seines Schwagers den deutlichen Ausdruck des Zweifels, und seine Frau sah so gereizt aus, daß die Erwiderung, welche sie im Begriffe war, ganz gewiß nicht sanft auszufallen wäre. Sie kam jedoch für jetzt

nicht dazu, ihrem Unmuth Lust zu machen, denn die Gräfin Sinsfeld nahm ihr das Wort vom Munde weg.

„Mein lieber Milian,“ sagte die gestrenge Dame mit dem scharfen, adlerartigen Gesicht und der hohen, nur zu schlanken Gestalt, und versuchte ihrer Stimme einen Ton milder Freundschaft zu geben, welchen die Natur ihr entschrieben versagt hatte, „mein lieber Milian, welche Beruhigung gewährt mir die mehr als brüderliche Sorgfalt, mit welcher Sie die teure Clarisse umgeben! Wer ein so guter Bruder ist, wird ohne Zweifel auch für seine junge Frau die zärtlichste Aufmerksamkeit haben.“

Eben jetzt trat die Komtesse Claudia Sinsfeld, welche sich nach ihrer gereizten Bemerkung bei der Ankunft ihres Verlobten zurückgezogen hatte, wieder an die Seite ihrer Mutter, und nun konnte die gegenseitige Wärme, mit welcher das Brautpaar sich begrüßte, wohl einigermaßen die Voraussetzungen der Gräfin bestätigen. Für einen unbefangenen Zuschauer war das jedoch kaum der Fall. Milian wandte sich zwar dem jungen Mädchen zu, die liebenswürdige Rede der Mutter floß durch eine leichte Neigung des Kopfes erwidert; er bot er seiner Braut die Hand und berührte mit den Lippen ihre Stirne. Das alles geschah aber so sichtlich in den Grenzen hergebrachter Form, daß er nur erkaltend wirken konnte. Diesen Eindruck mußte ein Blick auf das Brautpaar notwendig verstärken; denn die Verlobten waren der äußeren Erscheinung nach so auffallend von einander verschieden, daß jeder, der es gut mit ihnen meinte, nur hoffen konnte, daß sie im Innern harmonischer zu einander stimmen möchten. In Milians Gesicht und Gesicht offenbarte sich Kraft und Schönheit, wie abstoßend der Ausdruck seiner Züge und sein hochmütiges Gebahren immerhin wirken mochten. Claudia war klein, schwächlich, rotblond und ohne jede Frische. Dazu war ihr Kopf auffallend groß für den dürftigen Körper, die Zähne, trotz der starken Nase, flach und nichtssagend, — und der einzige Reiz, dessen sie sich rühmen konnte, ihre hübschen blauen Augen, sie waren fast beständig durch die breiten Lider mit den farblosen Wimpern verhüllt.

Einen auffallenden Gegensatz zu dem unansehnlichen Neuborn der Komtesse bildete ihre Haltung. Sie war nicht anziehend, nicht gewinnend, aber sie war sicher und überbevoll, und dennoch vollkommen natürlich. Die ganze Erziehung der jungen Dame war darauf berechnet gewesen, trotz ihres Mangels an Schönheit und ihrer kaum mittelmäßigen Begabung, ihr den sichern Takt und das feste gegenwärtige Selbstbewußtsein zu verleihen. Die Mühe war nicht verloren gewesen.

Jetzt wandte sie sich in ruhigem Tone zu ihrem Verlobten: „Ich freue mich Ihrer Ankunft, Milian, besonders aber außerordentlich, daß Sie nicht von Ihrer Schwester begleitet sind.“

„Clarisse ist krank, liebe Claudia,“ entgegnete der Graf, die Hand seiner Braut nochmals mit großer Höflichkeit zu seinen Lippen emporhebend; „und weil ihre Gesundheit sehr zart ist, habe ich nicht gewagt, sie mit mir zu nehmen, so sehr wir, sie selbst und ich, ihre Anwesenheit bei meiner Vermählung mit Ihnen auch wünschten.“

„Ich wußte nicht, daß Ihre Schwester eine so sehr zarte Gesundheit besitzt,“ erwiderte die Komtesse, ein Wesen annehmend, als suchte sie das Gefühl einer erlittenen Beleidigung zu unterdrücken. „Ich erfahre eine schmerzliche Täuschung durch das Nichterscheinen der Komtesse Stammeg, weil ja natürlich Ihre und meine Schwester zu meinen Brautjungfern bestimmt waren.“

„Es schmerzt mich, Komtesse, daß ich dazu beigetragen mußte, Ihnen diese Täuschung zu bereiten, obgleich es mir schmelzhaft ist, zu sehen, welchen Wert Sie auf die Gegenwart meiner Schwester legen.“

„Ihr Hiersein wäre mir natürlich sehr willkommen gewesen; da es jedoch entbehrlich werden muß, werden wir genötigt sein, die Komtesse Stammeg durch eine andere junge Dame zu ersetzen,“ sagte Claudia Sinsfeld mit sehr kühliger Haltung, welche ohne alle Unfreundlichkeit fern von der geringsten Aufregung und deshalb vollkommen tadellos war. Den Grafen aber reizte dies viel mehr als die beständige Entgegnung zu tun vermocht hätte.

„Komm, liebe Mama, bitten wir Kusine Eugenie, an die Stelle meiner zukünftigen Schwägerin zu treten. Ich bedauere sehr, ihr nicht schon längst in dieser Richtung eine Andeutung gemacht zu haben, weil man bei der Bekanntheit so oft wechselnden Stimmung der Komtesse Clarisse ja niemals sicher auf ihr Kommen rechnen kann.“

Während Milian mit einem Gemisch von Ueberraschung und Ärger seiner mit sichtlichem Anstande davonschreitenden Braut nachsah, bei sich selbst die staunenswerten Tatsache konstatiierend, daß sie instand sei, ihn hochfahrendes Benehmen auch gegen ihn, ihren künftigen Herrn und Gemahl, geltend zu machen, küßte er ein besonderer Offizier, Garde-Dragonier, einem neben ihm stehenden jungen Manne in Zivilkleidung zu: „Sagte ich Ihnen nicht, daß meine Schwester in Gefahr schwebte, zur Brautjungferin gepreßt zu werden? — Sie sehen, meine Prophezeiung trifft zu.“

„Freilich. Allein, wie konnten Sie annehmen, daß die Schwester des Grafen Stammeg bei seiner Vermählung fehlen werde, da Sie doch das eingetretene Unwohlsein der Dame unmöglich voraussehen konnten?“ fragte der Angeredete, ein hochgewachsener Mann mit reichem dunklen Haar und Bart, von welchem sich die klare, gesunde Blässe des bedeutenden Gesichts angenehm abhob.

Ehe der hübsche Garde-Dragonier die Frage seines Nachbarn beantworteten konnte, traf diesen der Blick Milians und blieb einige Augenblicke mit einer Art unbegreiflicher Verwunderung auf ihm haften, bevor er mit dem noch neben ihm weilenden alten Grafen Sinsfeld sich zu einer Damengruppe an der andern Seite des Salons begab. Jetzt bemerkte der Offizier: „Wie mißtraulich er Sie ins Auge faßt, zur Sprengel!“ Er suchte gewiß zu ergründen, ob Sie seiner Erzählung von einem einfachen Unwohlsein seiner Schwester wohl Glauben schenken.“

„Weshalb sollte ich das nicht?“ fragte zur Sprengel, verwundert.

(Fortsetzung folgt.)

Schickt die „Weißerth-Zeitung“ ins Feld!
Zelbdabonnement bei täglicher Zusendung monatlich 1 Mark.